

W 74

MALER
JAKOB WÄCH

1893–1918





W. H. H.
18

M
MALER
JAKOB WÄCH
1893–1918

EIN GEDENKBLATT
VON RUDOLF HOESLI

Gt 1020
Mms.-Ges.
Z

MALER
JAKOB WÄCH
1893-1913

Den Eltern des Toten
zu Ehren.

ETV GEDENKBÜCH
VON RUDOLF HORN

Die unerwartet vollendete Tatsache des Todes steht als schroffer Fels vor dem Weg einer ungehemmten Entwicklung, unüberwindlich. Finstere Enttäuschung, Hader gegen die Tragik menschlichen Schicksals, gebrochene Lebenssicherheit, flammender Protest des Herzens gegen die Unzulänglichkeit des irdischen Daseins weichen zuletzt verwundeter Resignation: wir fühlen uns ohnmächtig! Noch strecken wir die Hand aus nach dem Verlorenen, um in unserer Verzweiflung das Letzte zu versuchen, dessen Nutzlosigkeit wir zum voraus einsehen. Aber mählig besinnen wir uns auf das Fragment, das uns vom Leben des Toten erhalten bleibt, und sind um so tiefer erschüttert, als es uns den unumstößlichen Beweis für die Grösse unseres Verlustes offen darlegt.

Bei unserem Toten ist dieses Fragment ein lebendiges Symbol seiner entwichenen Seele. Der Gedanke wirkt balsamtaugend wie warme Nacht auf das ruhedürftige Herz: Er lebt uns, wie er in seinem besten Erdenleben war, im Werke lebt uns sein Geist, sein Herz, sein Wollen und sein starkes Menschsein. Der wundervolle Gedanke der Unsterblichkeit der zeugenden Seele weht aus den Werken, die dem Leichnam nicht ins Grab gefolgt sind. Mag man an eine Jenseitigkeit der Seele glauben oder nicht. Herrlicher als jeder unbestimmte Glaube ist der Gedanke, dass der Mensch nur darin weiter lebt, worin er seinen Geist, seine Tat verdichtet hat.

Schöner als der Künstler kann kein Mensch solchen Diesseitsgedanken verkörpern, denn er lässt eine erkennbare und unlöschliche Spur zurück, wenn er ein wirkender Schöpfer gewesen ist. Und jenseitig können wir nicht denken, wenn wir unsern Toten in unserer Mitte fühlen wollen:

denn sein Wesen war von der grünen Erde, und der Dunst ungeklärter Erwartungen galt seinem freien Sinn als leerer Hauch.

Wenn uns aus dem abgebrochenen Lebenswerk des Toten tausend flehende Hände entgegendrängen, nach ihrem Schöpfer rückverlangend, so steht er schon mitten unter uns und seinen Gebilden und winkt uns und ihnen lächelnd Schweigen zu. Und die einst gestalteten Träume schauen uns traurig leuchtend an. Sie können nicht vorwärts und rückwärts. Hinter ihnen ist der hohlfüssige Tod. Die Seele möchte uns aufschreien vor Qual. Aber der Tote lächelt sie zum Schweigen.

Auf dem Totenbette hat Jakob Wäch seine letzten schwermütigen Striche in ein Notizbuch gekritzelt, im Fieberzustande von der dämonischen Gewalt seiner Kunstbegabung bedrängt. Düstere Grabesahnungen, halb formlos halb weltlich gefasst, Seele, mit sich selbst ringend, den Gedanken der Todesnähe bezwingend, sind ihm, ein letztesmal, Kunst geworden, so gut wie einst die helläugigen Gebilde seiner schaffensfrohen Lebenstage. Der Tote war so völlig Künstler im Menschen, als er Mensch in seiner Künstlerschaft war. Der angeborene Drang zum bildenden Ausdruck mit dem Stift hatte ihn vom Knaben auf bis zum dunklen Ende nie verlassen. Er floss ihm mit dem prallen Blut durch die sattvollen Adern, er klopfte in seinen rascheilenden Pulsen, wenn die Stunde der Tat heranrollte. Der Tote versäumte in seinem Leben keinen Moment, wo er diesem Drang mit vibrierendem Gefühl nachgeben musste. Nach Stoffen brauchte er nicht zu suchen, denn er sah sie überall, um sich, neben sich, vor sich und in sich selbst.

Ich habe ihn in seiner letzten fruchtbarsten Zeit gekannt. Er hatte eigentlich nie eine fruchtlose Stunde, wenn er auch nicht zeichnete und malte. Man fühlte, wie er ständig in aufnehmender und gestaltender Tätigkeit war. Man merkte es aus den häufigen Hinweisen auf Schönheiten der Erscheinung, die er, gern belehrend, seinen willigen Begleitern gab. Man sah den Glanz seines Fühlens in Gesicht und Auge sich spiegelnd wiegen. Und wenn er seinem Erleben Form gab, war es ein Genuss, seinem Pinsel zu folgen oder seinem beseelten Stift nachzuwandeln. Es drang ein so warmes Leben aus diesen Bewegungen, die bald hart und kräftig, bald lind und lässig wie säuselnder Lenzwind über das Blatt gingen und es mit Linien, Bewegungen, Licht und Schatten überseelten, bald wie Hauch der Atmosphäre das Weiss der Fläche mit Lüften überrieselten

Da tönt sein herzvoll brustwarmes Lachen in die wortlose Stille und erfüllt den Raum mit sommerlicher Fülle. Das naive Glück des Kindes leuchtet aus seinen sonnigen Augen und ein gesunderes Wort und ein kräftiger Schlag auf meine Schulter laden mich zur rückhaltlos offenen Kritik. Er liebt die Schmeichelei nicht, er hasst falsche Verhaltenheit. Er weiss, ich liebe ihn. Ich kann ihm alles sagen.

Es war ein lachender Sommermittag. Wir sassen im fensteroffenen Essstübchen seiner Eltern, die ganze Familie, gesättigt vom wohlaufgetragenen Mittagsmahl. Kurzes Geplauder und Lachen wechselten mit Stille, dass man den Brunnen vor dem Hause plätschern hörte. In der grossen Fleischplatte lag ein Stück erkalteten Bratens, und noch stand Geschirr mit Besteck auf dem weissen Tischtuch. Die Sonne

lagerte hingegossen über dem Gedeck. Des Künstlers Schwester, sein Liebling, war im Begriffe wegzuräumen, als der lange schweigend schauende Maler ihr mit einem vertrauten Handheben und dann wörtlich in den Arm fiel und mit wenig Griffen Platte, Flasche, Glas, Serviette und einen rotgrünen Johannisbeerzweig zu einem Ganzen ordnete, hinweilte und mit Pinsel, Palette und Staffelei zurückkommend alsbald das Esszimmer in ein Atelier verwandelte. Kein Mensch hinderte ihn. Uebrigens hingen ja schon die gehörigen Bilder seiner eigenen Hand an den Wänden. Hier war man an die Kunst gewöhnt. Die Eltern wollten beständig den köstlichen Beweis dafür um sich haben, dass ihre grossen Opfer sie nicht zu reuen brauchten, die sie dem Talent ihres ältesten Sohnes von Herzen darbrachten. Dafür malte er jetzt wieder, und sie bestaunten mit mir das geschäftige Wunder, das über seinem eifrigen Tun schwang, als er die Farben auf die Palette setzte.

So unvermittelt, wie sie eingeleitet, begann die schaffende Tat und, nach längerem völlig hingerissenem Schweigen vor dem ewig unerklärlichen Wesen des Werdens, ging Eines um das Andere wortlos an seine Arbeit, indessen ich mich dem zuschauenden Genusse stundenlang überliess. In einem halbhingetaumelten Zwange arbeitend baute der Künstler das schönste und grösste seiner Stilleben auf der Farbe und Form werdenden Leinwand in den hinwachsenden Raum einer neugeschaffenen Welt.

Mitten leuchtete auf dem gemalten Fleischstück der farbene Zauber lebendiger Phantasie, und eine entzückende Freude am Reichtum der Erscheinungsseele des Materials lief vor dem sommerbraunschattigen Hintergrund über die spielende

Hornigkeit des gemalten Salatbesteckes — und der zarte mattharte Glanz des silbernen Serviettenrings klang vor dem spiegelnden Porzellan wie ein Glockenton aus der weichen Weisse der zartfarbig schattenlichterumschimmerten Leinenserviette. Aus dem Hintergrund glänzte feinstreifig das glasige Licht der Flasche, fast luftartig vor dem aufgetürmten Gefälte bauschigen Tischtuchs. Ueber der Salatplatte hing satt-schwer das Laub des Zweiges und die saftroten Träubchen brannten dumpf in der abgeblendeten Sonne, welche grün- und rosaschwimmend sich über die grosse Fläche des vordergrunddeckenden Tischtuches ergoss

Es war anno 1917. Das Erlebnis gab mir die Gewissheit, dass ein aussergewöhnlich farbenbegabter Künstler von zartester Empfindung, von ungesuchter Naturwüchsigkeit, von seltener Beseelungskraft der realen Erscheinung in diesem kräftig derbschönen Menschen lebte, begabt mit epischer Beschaulichkeit und lyrischer Stimmungsfülle, ein Stillebenmaler von Geburt. Seither sind viele schöne Stilleben entstanden, gleich glutvoll in der Farbe, gleich zart im lyrischen Rhythmus des Aufbaus und des Zusammenklangs. Aber dieses eine Werk kann ich nicht vergessen, weil es den damaligen Menschen so voll und ganz fasst. Mir tönt das Lachen meines toten Freundes im Ohr. Er konnte so herrlich herzlich lachen und am herzlichsten, wenn er glücklichvoll produziert hatte.

Stunden und wieder Stunden habe ich in seinem Atelier verlebt. Stunden und wieder Stunden haben wir uns in allen Höhen und Tiefen künstlerischer Theorien bewegt, um uns gegenseitig Klarheit über dieses menschliche Ringen zu verschaffen. Wir haben wohl mehr als einmal Fragen des

Lebens angeschnitten, um die Brücke zu schlagen zwischen dem Tag und dem Traum. Der Tote liebte solche Gespräche, die zwar selten die letzten Fragen beantworten konnten, denn sie drehten sich fast immer um das Verhältnis von Mensch und Künstler. Er verrannte sich gern in Theorien, um trotzdem naiv triumphierend die spekulative Kunstwissenschaft zu belächeln — und es war gut so.

Er war nicht angetan, ein Problematiker der Kunst zu werden. Er wandte seine eigenen Theorien nicht an, weil er sie sofort vergass, sobald die Seele vom Schaffen eingenommen war. Dann folgte er gern der Stromrichtung seines Talentes, im Dunkeln des Weges sicher, den es nahm. Aus dem Gefühl heraus drang seine Gestaltungskraft, aus dem Gefühl heraus gebar sich seine Form. Fast zu seinem Vorteil fehlte ihm eine akademische Schulbildung. Was er sich in München während wenigen Jahren in feurigem Wissensdrang, Versäumtes im Sprunge nachholend, angeeignet hatte, genügte nicht zu streng wissenschaftlichem Denken. Es war ein Glück für ihn, denn der grüblerische Hang zum Theoretisieren befahl ihm immer dann, wenn der Quell der Produktion spärlich floss. Dann floh sein humorvolles Wesen. Glücklicherweise war sein analytischer Verstand nicht ätzend genug, um seine schöpferische Kraft anzufressen. Aber etwas zog ihn doch zum Grübeln und nur das Schaffen davon weg.

Es ruhen in jedem Menschen Dinge, von denen wenig an die Oberfläche kommt, die dem Betreffenden selbst zum Teil verborgen sind, um so verborgener, je weniger er gewöhnt ist, sein eigenes Ich zu belauschen. Jakob Wäch war zwar ein zu feiner Beobachter nach aussen, als dass er nicht auch in sich selbst zu blicken imstande gewesen wäre. Aber

er hat diese seelische Selbstbeobachtung erst gelernt, in den letzten Jahren, als er allerlei allzu menschliche Dinge durch sich und über sich ergehen lassen musste. Der bildende Künstler lebt in der Erscheinungswelt vor allem. Das lässt ihn nach aussen so tätig schauen wie nach innen, wenn er schafft wie der Tote. Grosse Umwälzungen bewirkten in den letzten Zeiten seines Lebens eine starke Neigung zu schwerblütigen Stunden, die auch in mancher Zeichnung ihre schöpferischen Gestaltungen zurückliessen.

Eine vorgewitterhafte Melancholie umdüsterte zeitweise die schöne Stirne dieses lebensfreudigen Tagbekenners, und sein Mund verbiss sich zu bitterer Ironie. Gibt es einen künstlerisch fühlenden und schaffenden Menschen, der von solchen Anwandlungen frei wäre? Glücklich der, dem die Natur den gleichmütigen Humor gab, bald über sich und die Welt sonnig wieder zu lachen, wie es der liebe Tote konnte, und dem Stift zu manch köstlicher Karikatur die Freude am Sieg über die Welt und sich anzuvertrauen.

Aber der Künstler ist ein seismographisch empfindsamer Mensch, von jeder leisen Erschütterung im Innersten erregbar. Der unerklärliche Prozess des Schaffens ist nur unter beständiger Bereitschaft zum Empfangen von Eindrücken erklärlich, denen die Künstlerseele willenlos ausgesetzt ist. Das aber ist Lust und Qual, Leid und Freude, Wonne und Pein zugleich. Das Nervensystem des Künstlers ist ein geheimnisvolles Netz, das Schicksale fängt, ein Gewirr zarter Verknüpfungen des Gewesenen, des Gegenwärtigen, des ahnungsvoll Zukünftigen. Der Künstler weiss nicht, woher die Zustände kommen, die ihn befallen. Er durchheilt alle Stadien der höchsten Lust und der tiefsten Qual tausendfach. Und sollte immer der gleichmütige Lacher sein?

Jakob Wäch war diesen Gegensätzlichkeiten unterworfen. Denn er war so ganz nur Künstler. Er konnte bis zur Selbstvernichtung verdüstert sein — er konnte wieder lachen und heiter sein. Und wenn er so ganz voll von der Fülle seines Daseinsgefühls war, sang er mit seinem wohltönenden Bariton, dass das Haus erscholl und die Luft wie seine Lust selbst melodiensatt hinrollte. Gar oft endete sein Sang mit dem immer wieder neugeliebten Volkslied vom roten Schweizer, dessen landsknechtfrische Keckheit dem Sänger auf den Leib gemessen war. Und da sang und scholl in sonorem Klang und doch verborgen wehmütig der trotzig unbesorgte Schlussvers durch die Luft: „Im Röseligartä z' Mailand, da hät nu mengä Platz.“ . . .

Die Seele ist ein Schauplatz. Die Seele des Künstlers vor allem. Über diese unendlich scenenreiche Bühne wandelt das Geschehen des Lebens in tausend bunten Gestaltungen, bewegter und reicher beim Künstler als bei jedem andern Menschen. Denn das Anschauen, das Nachinnenblicken, das Zuseher-sein ist das Wesenhafte der Künstlernatur. In endlosem Zuge wandelt die Fülle aufgenommener Eindrücke vor diesem immer nach innen offenen Auge vorüber, oft nebelhaft unbestimmt, eine balladenmässige Impression des Lebens, oft, von hellstem Lichte auf einmal strahlend umschlossen, in vollendeter Beständigkeit stillestehend. Und dieser Zug und dieses unlösbare Verharren sind das Schicksal des Künstlers und des Menschen im Künstler zugleich. Der Moment des intuitiven Schaffens ist eingetreten, sobald sich der nebelnde Vorhang zerteilt, und die aufgestiegene Gestaltung ist schon das formgewordene Schicksal des künstlerischen Menschen,

denn sie allein bedingt Glück oder Unglück, Leid oder Lust, Seligkeit oder namenlose Verzweiflung, sobald die Lösung dieser seelischen Handlungen vom Innern sich zu vollziehen beginnt, wenn die Gestaltung den Schritt in die sinnliche Welt der Darstellung tut. Der Atem der Unendlichkeit, der das innerlich gestaltete Wesen durchhaucht, muss hinüberfließen in den Strich und die Farbe. Unsägliche Not und Pein für den Schöpfer, wenn diese Seele vom Pinsel flieht und vom Stifte wegzuckt, bevor die sichtbar sinnliche Fläche die träumetrunkene Fülle empfangen hat!

Farbe, Schatten, Licht und Linie, Bewegung und Bewegtheit der formbestimmenden Erscheinungsart von Gestalten und Gegenständen, Charakter der Aussenfläche alles sinnlich-Seienden, Erfüllung des Raumes durch alle diese Wesenheiten des Weltbildes sollen Symbol werden für einen Gehalt, der hinter den Dingen ruht, der in ihnen lebt und webt, der sie in alle Formen hinaus erfüllt. Ist es ein eingebildeter Gehalt, ist es ein eingefühltes Leben? Jakob Wäch redete so oft von der Seele jedes Dinges und empfand so intensiv diese ihm so vertraute Wesenheit. Ohne jegliche Naturmystik, ohne Pantheismus war er sich der Einheit alles erdenhaften Daseins fühlend bewusst. Er gab sich kaum darüber Rechenschaft, ob das Ding in ihm oder er im Ding lebe. Keine philosophischen Ueberlegungen zerklärten seinen schöpferischen Drang, sich an die Erscheinung hinzugeben. Er umfasste mit der Glut seines Gefühles das quellend farbene Dasein und sprengte nicht mit stürmendem Anritt gegen verschlossene Türen der Erkenntnis. Sein Wesen lag diesseits auf der sonnenträchigen Flur des Tages. Seine Phantasie in sinnlicher Gebundenheit flügelte nicht in die luftdünnen

Sphären abstrakter Formalistik. Er wollte die Erscheinung in ihrer allseitigen Raumhaftigkeit, in ihrer blutsaftigen Fleischlichkeit, in ihrer naturquellenden Sinnlichkeit gestalten, wie sie ihm die Seele durchwandelte und das Blut stürmisch erregte. Keine Askese, weder im Seelischen noch im Leiblichen! Darin war er die kraftvolle Einheit von Künstler und Mensch, die leben musste, wie sie Künstler war, und Künstler sein, wie sie vom Leben hingezogen war. Er war wie die Natur selbst, hemmungslos strömend und hingebend spendend, oft willenlos wie ein Kind, manchmal unhaltbar drängend wie eine Urgewalt.

Zu Glarus 1893 geboren. 1918 tot. Fünfundzwanzig Jahre! Als Knabe schon rastlos zeichnend, von seinen ersten Lehrern unverstanden. Zu lässig in Schuldlingen, um in die Sekundarschule aufgenommen zu werden. Gehoben durch seinen liebevoll erkennenden Lehrer der Handwerkerschule. Ueber zwei Jahre in die öde Handwerkskunst eines angehenden Stickereizeichners am St. Galler Gewerbemuseum gezwängt. 1911 fluchtartig heimeilend, in zwar unbrechbarem Willenstrieb, aber doch mehr aus knabenhafter Laune als aus reifer Ueberlegung, dämonisch fortgetrieben in die Kunstfülle einer Grosstadt.

München! Ein Ort des Triumphes für sein Talent. Der Lehrer Debschitz sein Förderer. Als Obmann der Kunstschule der Liebling seines Führers. In den wenigen Jahren bis zum Weltkriegsschicksale eine Unmasse von feurig aufgenommenen Eindrücken und Erlebnissen! Kunst, Wissenschaft, Galerien, Kunst und — Leben. Schäumend frei-herrliches Leben! Venedig auf kurzer Kunstreise genossen.

Dann die Wende. — Trostlose Engheit und Anregungs-
dürre des heimatlichen Städtchens. Fast kein Verkehr mit
Künstlern. Einzig belebend nach dieser Seite Alexander
Soldenhoffs mächtig anregende Freundschaft und intimer
Verkehr mit wenigen Andern. Tragische Erschütterungen
seines Innern, äussere und innere Wandlungen. Folgen-
schwere Unterbrüche des Schaffens durch häufigen Vater-
landsdienst. Idyllische Welt am Zürichsee, einen Sommer
lang, mit schweren Verdüsterungen überwölkt. Schaffen,
Schaffen! Ein Ruf des Vaterlandes. Letzter Ruf! Eine Seuche
überfällt den nervenermüdeten Künstler. — Fünfundzwanzig
Jahre, prall bis zum Rand mit Erleben gefüllt —. Der Tod
nimmt ihm Wollen und Können.

Kurz vor dem Ende hat bei seinen ersten und letzten Aus-
stellungen dem Lebenden der Ruhm erstes Lorbeerreis ent-
gegengehalten. Dem Toten bietet er den vollen Kranz.

Vita somnium breve. Der alte Spruch erschreckt und
tröstet zugleich. Der Traum ist kurz. Tröstlich für den
gepeinigten Erdenmenschen. Der Traum ist kurz. Schreck-
sam für den Menschen, dessen Ziele sich erst aufgetan.
Furchtbar für die, welche alles daran setzten, um die Ent-
wicklung eines Seltenbegabten zu fördern.

Seltsamerweise hat der Tote oft davon gesprochen, dass
er durch einen Zufall weggerissen werden könnte. Hinter-
listiger Mord erscheint in Zeichnungen der letzten Zeit.
Klagende Verzweiflung füllt ein erschütterndes Blatt seiner
Hand. Gestaltete Gefühle schmerzvoller Erkenntnis tragischer
Zusammenhänge klingen aus Formen und Rhythmen ein-
dringlich auf.

Aber immer hat ihn die Freude am Dasein trotz bitterster Enttäuschungen an Menschen wieder überwältigt. Liebe, Genuss, leibliches Wohlleben waren ihm unentbehrliche Lebensforderungen, da ihm die Welt diese äusserlich-innerlichen Dinge nie versagte. Not und Verlassenheit hat er nie gelitten, weil seine Eltern und Geschwister alles für ihn taten. Seine freudige Sinnlichkeit war die Vermittlerin seiner Kunst. Nicht lange vor seinem Tode aber hat er mir gestanden, dass er restlos glücklich nur im Moment des künstlerischen Hervorbringens sei.

Unermüdet arbeitete er in den letzten Jahren an der Fähigkeit, dem künstlerischen Seelenerlebnis vollwertige Form auf dem Papier und der Leinwand zu geben. Mit eindringlicher Hingabe erfasste er die grossen Meister der Kunst, sich ihnen feinführend ins Innere tastend. Kunststudium war ihm neben der eigenen Tätigkeit die liebste Beschäftigung. Die französischen Maler des 19. Jahrhunderts begeisterten ihn bis zum hingerissenen Entzücken. Meier-Graefes Bücher standen vollzählig auf seinem reichbesetzten Büchergestell. Ein Exemplar davon lag gewöhnlich offen auf seinem Tisch, war es Corot, Cézanne oder Delacroix. Die Franzosen und die deutschen Impressionisten liebte er mit der ganzen Seele eines Malers, weil er vor allem die grossen Niederländer des 17. Jahrhunderts tief verehrte. Vor den Reproduktionen dieser Werke konnte er in feurigen Schwung geraten und sattere Worte gebrauchen, als es sonst in seiner wenig pathetischen und emphatischen Art lag. Denn hier lebte er ja völlig in seiner Kunst. Da schwebte oft sichtbar der Wunsch und Wille über seine Stirn, so frei, form- und farbengewaltig mit der Welt wie ein Gott zu schalten, gleich diesen Meistern. Aber er war zu bescheiden, ihn auszusprechen.

Mit der erfrischenden Männlichkeit, die schon aus seinem schönen Kopf, wie er ihn immer wieder malte, und aus seinem gesundheitsprächtigen Leib sprach, war ständighohrender Grüblersinn ekstatischer Selbstzerstörer unvereinbar, und titanidisches Kraftprahlertum musste ihm lächerlich erscheinen, da er die Kraft in sich nicht überhitzend künstlich steigern musste, weil er sie körperlich und seelisch in vollem Masse besass. In diesem Sinne war er weder als Mensch noch als Künstler ein wirklich Zeitgemässer, da er unangekränkt lebte und schuf.

Aber neben und mit dieser blutlichen Kraft lag in ihm eine zarte lyrische Empfindsamkeit und verhinderte seine derbe Sinnlichkeit an jeder Verrohung der Form. Andererseits aber liess die Kraft keine zärtelnde und salonhafte Sentimentalität zu, weder in der Kunst noch im Leben. Diese glückliche Zweiheit durchdrang sich in seinem Leben und in seiner Kunst zu sinnlich-seelischer Fülle. Er suchte in der Kunst alle Mittel zusammenzuzwingen, um sein Kunstwerk zum vollen Ausdruck seines Erlebens zu machen, ohne Hast, ohne ehrgeizgepeitschte Unruhe, auf dem stetigen Weg der Entwicklung seiner Anlage.

In ihm war etwas Wunderbares, das alle anzog, die in seinen Kreis gerieten. Etwas warm Leuchtendes lag in seinen Augen. Etwas Frei-Gütiges in seinem ganzen Wesen. War es die ungehemmte Liebe zu allem Seienden? War es das Lebendige seines Daseinsdranges? War es nicht vielmehr noch die unbefangene Natürlichkeit seiner ganzen Person als der Ausfluss seiner wahrklaren Seele? War er darum als Künstler so tief im Bann des Lichtes? Das Lebendige des Lichtes hat ihn völlig eingenommen. Das Licht, das die

Formen mit seinem Mehr und Weniger von Fülle tausendfältig phantasiebegabt ewig wandelnd schafft, das die Farbe aus sich heraus gebiert, das Licht, das durch seinen Hauch des Seelischen alle Erscheinung dem Materiell-Stofflichen entrückt, das Licht, welches das Dasein auflöst in dem Traum des Ewigen und doch den irdischen Glanz und die erdige Glut nicht löscht, sondern erhöht, dieses Licht war sein tiefstes Wollen und Wesen. Dieser Drang blickt uns aus den Gemälden und noch intensiver aus den vielen Zeichnungen an, die uns geblieben sind.

Im Rhythmus seines Stiftes, hart und weich, stark und zart, stolz und mild, gütig und streng, wollte er seine Seele ausleben. Die Farbe sollte diesen Willen in weiterhöhtem Masse erfüllen mit ihrer Wärme und Kälte, Glut und Eisigkeit, Finsternis und Sonnenfülle. Dabei war das Schlichteste sein Geliebtestes. Das Ende seiner Wünsche lag im vollkommenen Ausdruck des Seelischen am offenbar Sinnlichen. Sein Herzensherr und Meister aller höchsten Kunst war: Rembrandt.

Bevor Jakob Wäch aus der befangenen Beengtheit wachsender Beherrschung aller Ausdrucksmittel vollends heraus gebrochen war, bevor seine ganze Künstlerpersönlichkeit vollgerundet im Raume stand und diesen mit der Lebensglut seiner Gebilde erfüllte, riss ihn der Tod von Pinsel, Palette und Stift. Er war noch Schüler seines eigenen Talentes und des Lebens und war doch schon tief in die Wesenheit der Kunst und des Daseins eingedrungen, gedrängt von einem unhemmbaren Zug zum Echtesten, Besten und Höchsten. Der Ruhm ist nichts, die Tat ist alles. Sein war die Tat, die kein Tod vernichtet.

RUDOLF HOESLI.